



Heinrich Seidel.

Heinrich Seidel

Dr. G. Ringeling.

Zu Trojans 70. Geburtstag war nur einer nicht gekommen, vielleicht der liebste Freund. Einer, der nicht nur ihm nahe gewesen war in der großen, lärmenden Stadt, der auch mit ihm gewandert war, wenn es Trojan hinaustrieb in Heide und Wald; der lag nun schon Jahre auf dem stillen Achterfelder Friedhof: Heinrich Seidel.

Der alte Theodor Storm hat über Seidel und Trojan einmal den feinen Ausdruck getan, er könne sich der Vorstellung nicht erwehren, als seien beide nur zwei Blütenzweige ein und desselben Stammes. Das betrifft ihre innere Artung, ihr Eingewurzeltsein in das Niederfachsentum. Nach Form ihrer künstlerischen Persönlichkeit ist jeder durchaus selbstständig. Freilich schienen die beiden Freunde einander wundersam zu ergänzen.

Heinrich Seidel ist berühmt geworden durch seinen köstlichen „Leberecht Hühnchen“, der heute so lebendig ist, wie nur je eine von Reuters Gestalten. Sie erwarb ihm die Liebe seiner Leser. Aber, und darin liegt eine gewisse Tragik, diese wirkungsvollste seiner Schöpfungen hat seinem Werk als Ganzem und einer gerechten Einschätzung seiner Persönlich-

keit oft im Wege gestanden. Man hat den Dichter kurzerhand mit der Gestalt dieses lebenswürdigen Lebenskünstlers identifiziert und hat neben diesem einen Werk seine Novellen, Märchen und seine Lyrik vielfach übersehen.

The inimitable author of Leberecht H., nannte sich der Dichter selber nach berühmtem englischen Vorbild mit einer etwas bitteren Ironie. Er war sich selber wohl zu tiefst bewußt, wie sehr er der heteren Geschlossenheit seines Schöpfes entbehrte.

Der große, fast robust wirkende Mann mit den klaren festen Zügen, der so ausgesprochen den sachlich schlichten Ingenieur darstellte, ist heimlich innen ein lechter, später Sohn der Romantik. Im Lärm der Werkstatt, im Strom des Tages horcht er vernehmten Auges auf die lockenden Stimmen, die aus einer fernem Welt der Schönheit an sein Ohr treffen. Wohl stand er im Leben seinen Mann: „Weil ich meinen Beruf verfehlt habe, bin ich jedenfalls nicht unter die Schriftsteller gegangen“, sagte er wohl, wenn sein Blick die gewaltigen eisernen Brückenträger und die weitgespannten Bogengewölbe des Anhalter

Bahnhofes streifte, die er berechnet und erbaut hatte. Aber dahelme war er nicht in dieser Welt von Stahl und Beton. Ungestilltes Heimweh nach den vom Buchenwald umkränzten Seen seiner mecklenburgischen Heimat, nach den stillen Gärten, die hineinhängen in den weiten Schweriner See, in denen Flieder und Rosen blühen und über die der Wind den silbernen Ruf herabrieseln läßt, haben seinen verträumten Novellen und hauchgarten Liedern Mut und Stimmung gegeben.

Doben in der kleinen Dachstube liegt der junge Maschinenbauer und Student der Gewerbeakademie auf dem verschossenen Sofa und schaut träumend in den feinen Schleier, der aus der langen Pfeife kräuselnd aufsteigt. Man schreibt das Jahr 1866. Der Krieg ist zu Ende, und allenthalben rüstet man sich zum Empfang der heimkehrenden Truppen. Das große Dorf Berlin, wie Seidel es ingenuum genannt hat, ist laut und lärmend. Der junge Student hat Lieder „Phantasus“ beiseite gelegt, und vor seinem inneren Auge taucht das alte Pfarrhaus von Berlin auf. Im Garten singt der Fittislaubvogel, die große Linde davor haucht ihren süßen Duft aus, und vor der von dunklem Efeu übersponnenen Wand blühen die Nachviole. Dort ist der Dorfteich, wo er gefischt und mit „harzen Beinen“ „Pumpäfel“ gebrochen. Auf dem Hügel, von Linden überschattet, steht das alte Dorfkirchlein. Hunderte von Schwalben erfüllen mit ihrem hellen Gezwitscher die laue Abendluft, und, von roten Malven unwuchert, steht neben ihr das eichene Gerüst, in dem die Glocken hängen. Ob der alte Baron noch lebt? Er glaubt den zierlichen alten Herrn, der ein großer Gourmand war, mit langsamen Schritt durch die dämmerige Vorhalle des Gutshauses kommen zu sehen, wo der alte Mahagonischrank steht, der die feinen Pralinen barg, davon seine Schwester dem Zungen des Pastors zu spenden pflegte. Und wenn man dann heimging durch den Park mit seinen weiten Wiesenflächen, über denen in der Dämmerung weiße Nebelschwaden brauten, vorbei an der Grabkapelle, wo die schöne junge Komtesse ruhte, von den alten Kastanien um-

schattet, wo das Käuzchen klagte, wie tröstlich grüßte dann der stille Lampenschein aus Vaters Studierzimmer. Und dann durfte man Bilder besehen, Lausend und eine Nacht, Andersens Märchen, Robinson und Robert Meintzchs Jugendkalender. Und wenn man dann wohligh im Bett lag, und es knackte und knisterte im Gebälk des alten Pfarrhauses, wie wurden da alle Gestalten der Märchenwelt lebendig!

Und dann kam eines Tages der graue Regentag, an dem man dem allen Lebewohl sagen mußte. Doch das freundliche, ein wenig verschlafene Reisenzstädchen Schwerin mit seinen Wäldern und Seen und das geräumige Pastorat am Schelfmarkt machten dem Landjungen den Übergang zum Stadtmenschen nicht gar so schwer. Und in den Ferien konnte man ja das Landleben bei den beiden Onkeln Römern in vollen Zügen genießen. Nein, schlimmer war schon das Gymnasium am Dom. O, über die verba irregularia! Für Mathematik und Physik, für Naturgeschichte, für alles, was da krecht und fleucht, hatte Seidel Interesse und Neigung, und die tiefe Liebe zur Natur hat ihn bis auf sein letztes Krankenlager begleitet. Doch lateinische und griechische Grammatik wollte nicht in seinen Kopf. Aber der deutsche Aufsatz, obwohl am Morgen vor der Fälligkeit meist gleich in Reinschrift hingeworfen, war sein bestes Fach. „Der Seidel“, sagte Doktor Schiller, „ja der Seidel! Is ja man nen schlechter Schüler, aber Aufsatz kann er. Hab ihm wieder ne Ia geben müssen Wo er das wohl von kann?“ Und außer Deutsch konnte er noch Latein, wo er es auch auf Ia bringt. Aber das sind keine Fächer, mit denen man ein deutsches Gymnasium zwingt. Bis zur Tertie dauerte die Quälerei, dann gibt er den Kampf mit dem Drachen auf und entschließt sich zum Maschinenbau. Auf eine nicht leichte Lehrzeit an der Reparaturwerkstätte für Lokomotiven in Schwerin folgen vier fröhliche Semester am Polytechnikum in Hannover mit Becherklang und Schlägerfang, dann zwingt des Vaters Tod den Neunundzwanzigjährigen zum Eintritt in die Praxis. Im alten Güstrow hat der junge Maschinenbauer

vier Jahre erst am Schraubstock und Amboss, dann als Zeichner gearbeitet, und nun weist er, verlassen und von Heimweh geplagt in Berlin, um sich an der Gewerbeschule theoretisch weiter zu bilden.

Und Berlin ließ den jungen Poeten nicht wieder los; es gab ihm, was es geben konnte, und was er brauchte: es gab ihm Brot und einen Freundeskreis, in dessen Sphäre feiner und gemütvoller Geistigkeit der schiefe Mecklenburger auf-taunte und Mut und Glauben zu seinem Künstlertum gewann. Denn Heinrich Seidel, weicher und musikalischer wie sein Freund Trojan und dabei selber sein unerbittlicher Kritiker, bedurfte solcher freundlichen Zellnahme und Er-munterung. War Trojan Augenmensch, so ist sein Organ, mit dem er die Welt aufnimmt, das Ohr. Auch seine in sat-ten Farben aufleuchtenden Landschafts-bilder sind in Musik getaucht. Schon die Namen seiner Helden, (er bevorzugt die zwei- und mehrsilbigen der Romanti-k) klingen in verhaltener zarter Melodie. Es ist kein Zufall, daß Storm sein Vor-bild und Meister war. Wie bei dem nachdenklichen Husumer Poeten sind auch Seidels früheste Novellen erinnerungs-überflossene Stimmungsbilder. Keine kraff geschürzte Handlung, keine scharf gezeichneten Charaktere in Spiel und Gegenpiel. Ein zartes Mädchenprofil, eine bildhaft geschaute Situation, um-woben von Waldesduft und Einsamkeit, eine Stimmung, die sich oft in einem Liede auskristallisiert, — so sind die frühesten Schöpfungen des Dichters nach Form und Gehalt Erinnerungs-novellen. Noch überwiegt ein wehmütiger, leis resignierender Humor, daneben geht das zart silberne Glockenspiel seiner Lieder. Frühestes Liebeserlebnis und Heimweh-stimmung ineinander verschlungen. Dann anmutige Verserzählungen, in denen der Humor das Wehmütige verliert und trockenere und schallhafter wird, alles untadelig in der Form. Unaufhörlich stand hinter ihm Storms Mahnung: Ge-drängter, straffer, bedeutungsvoller! Und Seidel hat gelernt; er fühlt sich durchaus als dankbar Empfangender und als eingepflanzt in jene Tradition deutscher Erzählungskunst, die von der

Romantik herüberleitet. In seiner ent-zückenden Skizze: „Was sich am Morgen meines 50. Geburtstages ereignete“, hat er all den Paten seiner Schöpfungen, Jean Paul, A. Th. Hoffmann, Neuter und Uhland, dankbar ein Denkmal gesetzt.

Seine Dichtung aber ist es, wo er am frühesten seinen eigenen Stil findet: Das Märchen. Und hier hat er späterhin sein Bestes geleistet und seinen Meister Storm erreicht, wo nicht übertroffen.

Wir sind heute geneigt, die Märchen-dichtung für eine der schwierigsten Kunst-formen zu halten. Sie verlangt ihren besonderen Stil, der unmittelbar durch die eigene Welt des Märchens bedingt ist. Sie verträgt nur die naturhaften Gestalten eines erdgebundenen Menschen-tums aus der Frühzeit unseres Volkes, den König, den Bauer, den Schäfer. Und das Wunderbare darf nur in jenen Formen erscheinen, die Volksglaube und Sitte in jahrtausendalter Überlieferung geheiligt hat. Wer an die strenge Form der Welt des Wunderbaren rührt, zer-stört den Hauch und Schimmer des Märchens. Wenn irgendwo, so gilt hier für den Dichter A. Th. Hoffmanns Be-deutungsvolles Wort: „Jeder prüfe sich wohl, ob er auch wirklich das geschaut, was er zu verkünden unternommen, ehe er es wagt, damit laut zu werden. Seidels Märchen haben wie nur selten jenen wunderbaren Einklang, den nach ihm vielleicht nur noch Selma Lagerlöf wieder erreicht hat.

Im Kreis der Tunnelgenossen, jener wunderlichen Künstlervereinigung, deren ganzer Zauber sich wohl nur dem er-schließt, der die Tunnelnacken selbst einmal durchblättern durfte, hat Friedrich Eggers, der feinsinnige Kritiker und Kunst-gelehrte, den jungen Seidel eingeführt. Ihm, in dessen Hause er auch seine spätere Frau kennen lernte, verdankt es der Dichter, daß er in jene künstlerisch interessierten Kreise kam, die sonst wohl dem jungen, unbekanntem Maschinenbauer verschlossen geblieben wären. Er hat es stets dankbar empfunden und ausge-sprochen, welche Förderung er jenem Kreise schuldet.

Ein Verhältnis mehr persönlicher Na-tur, eine Freundschaft von Haus zu Haus, verband den Dichter seit dem

Jahre 1879 mit Johannes Trojan. Was die beiden Männer zu einander zog, spricht Wolfgang Seidel in seinen Erinnerungen an den Vater aus: „Sie wurden Freunde, wie Menschen es werden, die in der innersten Anlage des Gemütes wie im Ziel des Wollens eins sind. Beide fanden an einander die Bestätigung ihres eigenen Wesens: lauterster Wahrhaftigkeit, die jedem eiteln Schein beharrlich widersteht, selbstloser tätiger Liebe, die größer ist als wehleidiges Mitleid, sowie eines Wirklichkeitssinnes, der dennoch nicht den Glauben an die Siegesgewalt des Guten verliert.“ Durch seine zweite Frau war Trojan „angeheirateter Mecklenburger“ geworden. Nun lieb beide Freunde das Heimweh und die Sehnsucht nach See und Wald. Jahr für Jahr in die Rostocker Heide, die so recht eigentlich den Hintergrund für Seidels Märchen bildet.

Es sind diese Jahre die glücklichsten und fruchtbarsten in Seidels Leben. Jetzt entstehen die reichsten epischen Schöpfungen, von denen die dichterisch verklärte Darstellung des eigenen Lebens „Von Perlin nach Berlin“ vielleicht die reifste Frucht ist. Von der Jahrhundertwende ab befällt den Dichter zeitweise jene innere Ruhelosigkeit, die wohl das erste Anzeichen seines Leidens ist. Beharrlich und oft unter qualvollen Mühen ringt er um die Gestaltung seines letzten Werkes, der späteren Teile von Meinhard Flemmings Abenteuer. Doch materielle Sorgen kommen hinzu. Seit dem Jahre 1880, wo der von ihm entworfene Bau des Anhalter Bahnhofes zu Ende ging, lebte Seidel ausschließlich seinen literarischen Arbeiten in seinem bescheidenen Häuschen in Lichterfelde. Da trifft es ihn hart, daß sein Werk, an dem er mit besonderer Hingebung geschafft hat, von drei Redaktionen abgelehnt wird. Schwere Krankheit in der Familie, ein ihm selbst unerklärliches Gefühl des Altwerdens, das alles fällt wie ein dunkler Schatten über seine letzten Jahre. Ein Jahr vor seinem Tode hat er dem Mingen mit der dunklen Gewalt, die nach ihm ihre Hand ausstreckt, in den erschütternden Versen Ausdruck verliehen:

In Gesundheit und Jugendkraft
hab ich bis nun gewirkt und geschafft,

doch manachmal naht schon ein Bote.
Dann hör' ich von weit,
Wie Raufschen der Zeit,
eine summende Orgelnote.
Dann ist mir, als ob ich schon näher säh'
die finstere alte Fichtenallee
und die düster drohende Pforte.
Sie führt hinein
durch Eisen und Stein
nach einem stillen Orte.
Der letzte Garten wird er genannt.
Er liegt so fern und abgewandt
allem Drängen und Tosen.
Aus seinem Grün
wachsen und blühn
dunkle Zypressen und Rosen.
Dort wohnt ein friedlicher Gärtneremann,
der trefflich graben und pflanzen kann,
der hat viel tausend Beete.
Groß und auch klein
pflanzte er dort ein
und begießt sie mit Lethe.
Dort auch singen die Vögel im Mai
wie Leben und Lieben so lustig sei. —
es ist gar laut zu hören!

Doch wer da ruht
der schläft so gut,
den wird es nimmermehr stören.
Noch einmal durfte er mit den Seinen
das Fest des Winterfrühlings, wie er
Weihnachten nannte, erleben. Noch ein-
mal umfing ihn und seine Lieben der
weiche Kerzenschimmer. Der würzige
Lannenduft zog durch den kleinen Raum,
und am Altjahresabend klang das alte
Lied: „Nun danket alle Gott“ hinaus
in die dunkle, kältefüllte Nacht der
großen Stadt. Dann kam noch ein Som-
mer voll verhaltener Qual, mit gelegent-
lichem Aufklackern von Lebenshoffnung,
mit Träumen von künftigen Schaffen,
bis er an einem dunklen November-
morgen die Augen schloß.

Johannes Trojan hat den Freund um
11 Jahre überlebt. Er sah noch das
Aufklammen des großen Krieges, den
er in festem Glauben an die Sache
seines Volkes mit Wort und Gedanken
begleitete. Dann ist auch er zur letzten
Ruhe gegangen.

Das Werk beider Dichter wurzelt tief
im Boden der Heimat. Möge die Hei-
mat sie nicht vergessen, und mögen ihre
Werke noch lange als freundliche Haus-
geister bei uns wohnen.